

Georg Büchner

Autor(en): **Brütsch-Gurini, Charles**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **43 (1939-1940)**

Heft 17

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670454>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Pfingstrose.

Pfingstrose, deine Fülle
Quillt ernst und schön
Aus dunkelgrüner Hülle.

Du offenbarst als Bote
Uns Menschen jenen Geist,
Der aus den dunkeln Tiefen
Den Weg zum Schöpfer weist.

Josef Wiß-Stäheli.

Georg Büchner.

„Ein unvollendet Lied, sinkt er ins Grab,
Der Verse schönsten nimmt er mit hinab!“

Raum könnte man mit trefflicheren Worten den herben Verlust, den die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts mit dem frühen Hinschied des zu den größten Hoffnungen berechtigenden Dichters und Dramatikers Georg Büchner erlitten hat, zum Ausdruck bringen, als mit diesen Worten Georg Herweghs. Der Wanderer, der sie auf dem kleinen Denkstein beim Rigiblick auf dem Zürichberg liest, wird ergriffen stillstehen, und vor seinem Geiste wird jene Zeit wieder lebendig werden, in die der frühvollendete vor rund hundert Jahren, am 19. Februar 1837, gestorbene Dichter von „Dantons Tod“ die Zeichen seiner Unsterblichkeit eingegraben hat. Lange hat es gedauert, bis die zünftige Literaturgeschichte ihm die verdiente Anerkennung zollte. Lange, bis man ihn „entdeckte“, ihn, den wilden Feuergeist, der seine Werke im Fieber geschrieben und selbst am Fieber gestorben ist.

Geboren am 17. Oktober 1813 zu Goddelau, einem hessischen Dorfe, als Sohn des Arztes und nachmaligen Medizinalrates Dr. Ernst Büchner, durchlief er das Gymnasium in Darmstadt, wo er keinesfalls durch irgendwelche besondere Leistungen auffiel. Hingegen sollen sich bei ihm schon früh, ähnlich wie bei seinem jüngeren Bruder Ludwig Büchner, dem Verfasser von „Kraft und Stoff“ und Repräsentanten des philosophischen Materialismus, religiöse Zweifel eingestellt haben. War es doch der Geist des Realismus und Materialismus, den er mit ihm vom Vater geerbt und der ihm in seiner Abschiedsrede von der Schule im Herbst des Jahres 1831 nicht Shakespeare und Goethe, sondern Cato, den römischen Freiheitshelden, zum Vorbild werden ließ.

Die zwei folgenden Jahre verbrachte Büchner in der französischen Universitätsstadt Straßburg, wo er sich in stiller Arbeit dem Studium der Naturwissenschaften, insbesondere der Zoologie und der vergleichenden Anatomie, hingab. Bis

dahin hatte sich Büchner poetisch nicht schöpferisch betätigt, und auch den politischen Geschehnissen seines Vaterlandes gegenüber, das sich wohl von der napoleonischen Fremdherrschaft befreit, aber unter den durch Metternich angeregten „Karlsbader Beschlüssen“, die sich insbesondere gegen die Lehrfreiheit der Universitäten, die Pressefreiheit, gegen die Burschenschaften und die Turnvereine wandten, tief zu leiden hatte, war er ruhig geblieben. Den sogenannten Frankfurter Wachensturm von 1833 verurteilte er damals als ein vergebliches und voreiliges Unternehmen. Als er aber den Gesetzen seines Landes Folge leistend nach Gießen zurückkehrte, um dort seine Studien weiter fortzusetzen, wurde auch er von der revolutionären Welle mitgerissen. Dazu mochte wohl die Bekanntschaft mit dem im nahen



Georg Büchner (1813—1837).
Phot. W. Gallas, Zürich.

Buzbach wohnenden Pädagogen und Pfarrer Dr. F. L. Weidig, der einen republikanisch-patriotischen Geheimbund leitete — dem sich Büchner anschloß —, nicht wenig beigetragen haben. Büchner gründete 1834 eine geheime „Gesellschaft der Menschenrechte“ und verfaßte eine Flugschrift an die Bauern unter dem Titel „Der hessische Landbote“ mit dem Kampfrufe: „Friede den Hütten, Krieg den Palästen!“ Weidig versah sie mit passenden Bibelsprüchen aus den Propheten, wodurch sie einen urchristlichen Anstrich erhielt. Wir dürfen sie heute wohl als eines der ersten deutschen sozialistischen Volksblätter bezeichnen. Die Schrift geriet — obschon in einem Vorbericht genaue Anweisungen über die Verbreitung derselben angegeben waren — durch Verrat in die Hände der Regierung, der Geheimbund wurde entdeckt, und der drohenden Verhaftung konnte sich Büchner nur durch die sofortige Flucht nach Straßburg entziehen.

Inzwischen hatte er — am Seziertisch — „Dantons Tod“ niedergeschrieben. „Ich schreibe im Fieber“ — soll er sich seinem Bruder Wilhelm gegenüber geäußert haben —, „aber das schadet dem Werke nicht — im Gegenteil! Abri-gens habe ich keine Wahl, ich kann mir keine Ruhe gönnen, bis ich nicht den Danton unter der Guillotine habe, und obendrein brauche ich Geld, Geld!“ Wie Heines „Ratcliff“, der in einem Zuge unter den Linden in Berlin geschrieben worden war, ist auch dieses Werk, das Büchner Unsterblichkeit sichert, in einem Anstich entstanden. Die unerhörte Realistik, die der Dichter in den Gestalten der Französischen Revolution lebendig werden läßt, ihre neben aller menschlichen Größe sie charakterisierende Brutalität und Schwäche, vom Dichter unparteiisch dargestellt, heben das Werk weit über ein revolutionäres Tendenzstück hinaus. Das furchtbare Geschehen der Französischen Revolution, dieser „gräßliche Fatalismus der Geschichte“, wo „der Einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe ein bloßer Zufall, die Herrschaft des Genies ein Puppen-spiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ehernes Gesetz, es zu erkennen das Höchste, es zu beherrschen unmöglich“ ist, läßt ihn angesichts dieses unerbittlichen Determinismus zu Wendungen kommen, die hamletisch klingen: „Puppen sind wir, von unbekanntem Gewalten am Draht gezogen; nichts, nichts wir selbst — die Schwerter, mit denen Geister kämpfen: — man sieht nur die Hände nicht, wie im Märchen“. Auch jetzt sehr zeitgemäß klingt die Stelle: „Ich weiß

wohl — die Revolution ist wie Saturn, sie frißt ihre eigenen Kinder.“

In Straßburg nahm Büchner mit vermehrtem Fleiße seine Studien wieder auf, wobei er die praktische Medizin fallen ließ und sich mit rastlosem Eifer anatomisch-zoologischen Studien, sowie dem Studium der neueren Philosophie, speziell den Lehren von Descartes und Spinoza, widmete. Durch die Einsendung seiner Schrift „Sur le système nerveux du barbeau“, welche ihm bereits die Ernennung zum korrespondierenden Mitgliede der Naturforschenden Gesellschaft zu Straßburg eingebracht hatte, an die Universität Zürich, erwarb er sich die philosophische Doktorwürde. Diese Schrift ist von wissenschaftlichen Autoritäten seinerzeit als eine meisterhafte Arbeit bezeichnet worden. Auch seine Probevorlesung „Über Schädelnerven“, die er nach der Erteilung der *venia legendi* 1836 in Zürich hielt und die nach dem Protokoll der philosophischen Fakultät, Sitzung vom November 1836, „nach Form und Inhalt des Vorgetragenen den Forderungen der Fakultät vollkommen entsprochen“ hatte und seine Aufnahme unter die Privatdozentschaft bewirkte, fand begeisterte Zuhörer. In ihr spiegeln sich die naturphilosophischen Ansichten Büchners wieder, jene Überzeugung von der durchgängigen Kausalität des Geschehens, die sich auch in seinem dichterischen Werke, besonders in „Dantons Tod“ in niederdrückender Weise offenbart. „Die Natur handelt nicht nach Zwecken, sie reißt sich nicht in einer unendlichen Reihe von Zwecken auf, von denen der eine den andern bedingt; sondern sie ist in allen ihren Äußerungen sich unmittelbar selbst genug. Alles, was ist, ist um seiner selbst willen da. Das Gesetz dieses Seins zu suchen, ist das Ziel der teleologischen gegenüberstehenden Ansicht, die ich die philosophische nennen will.“ Über seine Beziehungen zu Lorenz Oken, dem Naturforscher und Lehrer an der Zürcher Universität, hat vor nicht langer Zeit Prof. J. Strohl (Zürich) in der „Corona“ einen wertvollen Beitrag veröffentlicht.

Neben seiner Studienarbeit widmete sich Büchner noch weiteren dichterischen Werken; so schrieb er in Straßburg unter dem Eindrucke des tragischen Schicksals des Dichters Lenz die herrliche Novelle „Lenz“, die leider Fragment geblieben ist, weil Gutzkows Organ „Deutsche Revue“, für die er sie schrieb, verboten wurde. Ebenso ist auch das ergreifende Drama „Woyzeck“, ein Stück aus dem Soldatenleben, unvollendet ge-

blieben. Neben diesen beiden Werken gab der Dichter in Straßburg zwei gelungene Übersetzungen der beiden Dramen Victor Hugos, „Lucretia Borgia“ und „Maria Tudor“ heraus. Das gleichfalls dort begonnene, von Witz und Keckheit sprühende Lustspiel „Leonce und Lena“, das einem Preisausschreiben des Verlegers Cotta für das beste Lustspiel sein Entstehen verdankt und mit dem Büchner auch der Romantik seinen Tribut entrichtet, sollte erst in Zürich beendet werden. Der „Wohzick“ aber, dieses unvollendete Trauerspiel, führt hinüber zu den Modernen im Reiche der Dichtung, zu Strindberg und Wedekind, die seiner Kunst so viel zu verdanken haben.

Dem gehezten, steckbrieflich verfolgten Emigranten schien sich in Zürich, das schon so manchen, aus Überzeugung Geflüchteten gastfreundlich aufgenommen hatte, eine zweite Heimat aufzutun. Da ergriff ihn ein damals in Zürich grassierender Typhus und warf ihn am 2. Februar 1837 aufs Krankenlager. „Auf die erste Nachricht von seiner Krankheit“ — so heißt es in dem schönen Nachruf von Dr. Wilhelm Schulz in der „Zürcher Zeitung“ — „eilte seine Verlobte an das Krankenbett ihres Bräutigams. Die Nähe der Geliebten leuchtete freundlich in seine Träume hinein, und seine sichtbar freudige Bewegung weckte einen letzten Schimmer der Hoffnung bei denen, die ihm nahestanden. Aber es war nur ein kurzes Aufblähen des verglimmenden Lebens! Von

Landsleuten und Freunden umgeben starb er am 19. Februar, nachmittags gegen vier Uhr, und seine treue Braut schloß ihm das gebrochene Auge. Sein Verschiden war schmerzlos und sanft, denn der Segen der Liebe ruhte auf ihm!“

Charles Brüttsch-Gurini.



Das Denkmal für den Freiheitsdichter Georg Büchner im Rigi-Wiertel in Zürich-Oberstraf. Phot. W. Gallas, Zürich.

Der Maler.

Von Friedrich Hebbel.

1

In Frankfurt am Main lebte einst ein alter Maler, namens Dietrich, der so groß in seiner Kunst, als seltsam in seiner Lebensweise war. Sechzig Jahre, die an ihm vorübergegangen,

hatten sein schwarzes Haar, welches sich in vollen üppigen Locken um seinen kurzen kräftigen Nacken ergoß, nicht bleichen können, und sein Gesicht war, wenn auch blaß und eingefallen, des höchsten Ausdrucks fähig und ließ es zweifelhaft, ob